



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A B C D E

für

das Studium der

NEUEREN SPRACHEN.

Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Erster Jahrgang.

Erster Band.

Elberfeld u. Iserlohn.

Julius Bodeker.

1846.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite.
Vorwort	1.
Abhandlungen.	
Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen. Von Viehoff . . .	5.
Die Entwicklung des englischen Drama's. Von Herrig	28.
Ronsard und sein Verhältniß zur Entwicklung der französischen Sprache. Vom Oberlehrer Dr. Günther	62.
Uneigentliche Präpositionen der deutschen Sprache. Vom Oberlehrer Dr. Rodnagel	83.
Studien über englische Dichter: 1. Robert Burns. Vom Oberlehrer Dr. Philippi	96.
Einiges über den Reim. Vom Oberlehrer Dr. Teipel	108.
Tempus und Modus der englischen Sprache. Vom Prof. Dr. Fölsing .	113.
Ueber das Princip der freien Rhythmen mehrerer Gedichte von Goethe. Von Viehoff	127.
Flandricismen. Von J. Duesberg	138.
Grundbedeutung von to get. Vom Oberlehrer Dr. Schipper	153.
Das bürgerliche Element in der deutschen Sprache. Vom Oberlehrer Dr. Rodnagel	156.
Beiträge zur Lehre von der Aussprache des Englischen. Vom Professor Dr. Voigtmann	166.
Ueber das Gérondis in der französischen Sprache. Von Herrig . . .	184.
Zur Textescritik des Corneille. Von Dr. Bromig	189
Beurtheilungen und Anzeigen.	
Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus, von Dr. J. W. Schaefer	195.
Auswahl deutscher Gedichte für gelehrte Schulen, von Dr. Gchtermeyer. 4te Auflage. Von A. Fiede	209.
Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache, herausgegeben von Dr. A. Höfer. (Hölscher)	211.
Dictionnaire Général Anglais-Français, par A. Spiers, und Royal Dictionary, English and French and French and English, by Fleming and Tibbius. (Schlesinger)	214.
Französische Grammatik nach Ollenborf's Methode, von P. Gands. (Hartung)	225.
Revue nouvelle, littéraire et grammaticale, red. par Bigot. (Hg.)	227.
English Poets, von Dr. A. Ved. (Hg.)	229.
Französisches Lesebuch, von Dr. Schipper, und La grammaire en exemples, von Schmid. (Krusc)	231.
Examen et appréciation impartiale de la tragédie de Lucrèce de M. Ponsard, par H. Sieglerschmidt	235.

Programmenſchan.

	Seite.
Das Siegerländer Sprachidiom, von G. Schütz	237.
Ueber die Behandlung der deutſchen Sprache und Literaturgeſchichte auf Gymnaſien, von Dr. Lübken	239.
Ueber Schiller's Maria Stuart, von Bernhard	240.
Zur älteſten Geſchichte der niedergermaniſchen Völker, von Dr. Kuhn	241.
Verſuch einer neuen Geſtaltung der Vermeffung der germaniſchen Sprachen, von G. Kieſler	242.
Probe einer Ueberſetzung des Wolfram'schen Parzival, vom Oberlehrer Rühmund	242.
Alphabetiſches Verzeichniß mehrerer in der Oberlaußiß üblichen Wörter und Redensarten, von Dr. Anton.	243.
Gedanken über den Character der germaniſchen Welt im Vergleich zur romanischen, von Dr. Roſer	244.
Bemerkungen über den deutſchen Unterricht, vom Oberlehrer Dr. Otto	244.
La langue française considérée comme partie d'enseignement de nos collèges, par E. Höchsten	245.
Ueber franzöſiſche Stylübungen, vom Director Ziemann	247.
Abriss der franzöſiſchen Literaturgeſchichte, vom Prorector Zander	250.
Ueber die ſüdfranzöſiſche Volkspoeſie, von Dr. Günther.	250.
Ueber die franzöſiſchen Zeitwörter in oir, von Dr. Ahn	252.
Observations sur le génie de la langue française, par D. Grubnau	253.
Emploi du mode en français, par Fulda	254.
Observations sur les enfants d'Edouard de Délavigne et sur les rapports de cette tragédie au Richard III. de Shakespeare. Von Dr. Müller	254.
Essay on Merlin the Magician, by Dr. Herrig M. C. S.	254.
Shakespeare und ſeine deutſchen Ueberſeher, vom Prof. Dr. Aßmann	255.

Miscellen.

Von Seite 257 — 262.

Bibliographiſcher Anzeiger.

Ueber die Ballade überhaupt, und insonderheit über Schiller's Behandlung der Dichtart. Nebst einer genaueren Kritik der „Bürgschaft.“

Keine Dichtungsart ist in der neueren deutschen Dichtung so beliebt und so allgemein worden, als die Ballade. Gehn wir auf den Ursprung derselben zurück, so läßt sich wohl nicht läugnen, daß sie an sich eine höchst einfache Bestimmung habe, nämlich die: merkwürdige Ereignisse, es sei im Interesse der Geschichte überhaupt oder einzelner Personen und Familien, in einer sangbaren oder wenigstens leicht behaltbaren Form dem Gedächtnisse und der Aufbewahrung im Munde des Volkes zu übergeben. Sie schließt sich somit den größeren epischen Dichtungen gleichsam als Miniatur- oder Genrebild passend an, und theilt mit ihnen den Zweck, nur nicht — was sie gerade nicht soll — die Art der Darstellung. In dieser Einfachheit erscheint sie in den alten Formen, z. B. in dem Volkslied über W. Tell, welches in Niemeyer's deutschen Dichtungen zur deutschen Geschichte S. 99 angeführt wird, und in anderen ähnlichen Liedern dieser Sammlung. Ebenso in der alten Ballade: Der Kaiser und der Abt, welche Bodmer aus dem Alt-Englischen übersezt hat*) und besonders auch in den Alt-Englischen Balladen, die jetzt wohl zum Theil nur noch im Munde der Kinderwärterinnen dieses Landes zu finden sein möchten. (S. Goldsmith Essays.) Auch Bürger's Lenore ruht bekanntlich auf einer solchen einfachen Grunddichtung. Wie aber Alles vom Leichterem zum Schwereren, vom Einfachen und Schmucklosen zum Geschmückteren und Durchdachteren sich zu erheben pflegt, so ist es auch der Ballade ergangen. Sie ist zu kunst- und schmuckreicheren Formen fortgeschritten, und die alte Grundzeichnung, die fast nur die Hauptzüge der Geschichte festhielt,

*) S. Deutsches Dichterbuch von Beckstein S. 192.

ist mit reicher Farbenpracht ausgestattet worden. Man vergleiche in dieser Hinsicht die schon angeführte Dichtung „Der Kaiser und der Abt“ mit Bürger's bekannter Ballade.

Theils aber in der Wahl des Stoffes, theils in der Art der Behandlung finden sich unter den deutschen Dichtern bedeutende Unterschiede, und es treten hier Bürger, Goethe und Schiller als diejenigen hervor, denen sich die späteren mehr oder weniger anschließen. Bürger und Goethe wählten vorzüglich plastische Stoffe, d. h. solche, welche der dichterischen Darstellung gleichsam eine malerische Seite darboten. Daß er bei seinen Kompositionen das Plastische vor Augen habe, gibt Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann mehrfach zu erkennen.

Wie plastisch ist Bürger's Lenore, seine wilde Jagd, sein Ritter Karl von Eichenhorst! An diese Plastik des Stoffes nun schließt sich seine Darstellung selbst malend und nachahmend an, so daß er zuweilen sogar auch in der ernstesten Gattung — die komische lasse ich hier unerwähnt — die Grenzen des guten Geschmacks überschreitet, z. B. in Ausrufungen u. dergl. Goethe ist kein Freund solcher sprachlichen Nachbildungen. Ihm genügt es, wenn der Stoff an sich plastisch ist, und er behandelt ihn mit der ihm eigenen Zartheit und Angemessenheit des Ausdrucks. So beweist es sich in der Braut von Korinth, die gewiß zu dem Gelungensten gehört, was die deutsche Dichtung in dieser Art aufzuweisen hat, im „Erlkönig,“ im „Gott und die Bajadere,“ „Johanna Sebus“ u. s. w. Alles Stoffe plastischer Natur, zur dichterischen Darstellung, wie sie in Goethe's Natur lag, höchst geeignet, ohne sogenannte Subjektivität bloß das Objekt gleichsam mit Künstlerblick auffassend und seine Hauptmomente in angemessenster Weise darstellend, nie in das Maßlose und Ueberschwängliche sich verlierend.

Anders ist es bei Schiller. Ihm ist nicht der plastische, sondern — gemäß seiner Subjektivität — der sittliche Gehalt des Stoffes die Hauptsache. Hierin liegen seine Motive. Das wunderbare Walten einer Vorsehung, welche das Gute lohnt, die Unschuld schützt, das Böse straft; oder auch eine edle und hohe Gesinnung im Menschenleben — das sind seine Hauptgegenstände. Nur „Der Taucher“ möchte hier ausgenommen sein, in welchem das plastische Element vorwaltet. Daher eignen sich auch Schiller's Balladen vorzüglich zu Zwecken der Jugendbildung, und gewiß ist es eben diese Richtung, die ihnen die allgemeine Bekanntheit und Würdigung bei unserm Volke verschafft hat und erhält. Diese

Rücksicht auf den sittlichen Gehalt des Stoffes möchte in einigen dieser Dichtungen den Dichter sogar veranlaßt haben, es mit den Forderungen der Kunst nicht so genau zu nehmen. Besonders finden wir in zweien derselben einen Mangel an Einheit, nämlich in dem „Gang nach dem Eisenhammer“ und auch wohl in der „Bürgschaft.“ In ersterem hat diesen Mangel schon Gözinger nachgewiesen und durch die Verschiedenheit der von dem Dichter benutzten Quellen genügend erklärt. (S. Deutsche Dichter, erläutert von Gözinger, S. 241.)

In der „Bürgschaft“ ist diese Spaltung des Motives minder auffallend, aber doch nicht gänzlich vermieden. — Wenn nun der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes die jetzt angeführte Dichtung einer kritischen Behandlung unterwirft, so ist er weit davon entfernt, auf den Ruhm des großen Dichters einen Schatten werfen zu wollen. Neben der Kunst steht als eine Angelegenheit für sich die wissenschaftliche Kritik. Sie will den Eindruck des Kunstwerkes nicht beeinträchtigen, sondern nur das Urtheil darüber schärfen. Die Werke des Menschen sind nicht wie die Werke der Natur. Bei diesen zeigt uns die mikroskopische Betrachtung stets neue Wunder und wirkt erhöhend. Bei jenen ist dies zwar nicht der Fall; allein Niemand kann an ein Menschenwerk diese Anforderung machen: und wenn uns durch das Mikroskop der Bienenriachel immer noch regelmäßig spiz, die feinste Nähnadel aber wie eine abgebrochene Säule erscheint; so wird man nur sagen können, nicht daß letztere tabelnswerth und unbrauchbar sei, sondern daß die menschliche Beschränkung sich hier, wie überall, in hellem Lichte zeige. Der Eindruck einer Dichtung beruht nicht auf ihrer Zergliederung, sondern auf ihrer Totalität. Spricht uns darin Frische, Gemüth, Lebendigkeit an, so macht sie auf uns den Eindruck des Schönen, selbst wenn das Einzelne nicht tabellos ist. Hinwiederum könnte eine Dichtung im Einzelnen der Kritik keinen Stoff bieten, jener Eigenschaften hingegen ermangeln; und sie würde dann nicht den Eindruck hervorbringen, der sie zu einem Kunstwerk erhebt. A. W. Schlegel's „Arion“ z. B. gilt für eine ausgezeichnete Schöpfung, und dennoch — welche Blößen bietet er der Kritik!

Nach dieser vielleicht nicht überflüssigen Verwahrung gegen alle Mißdeutung können wir zur genaueren Betrachtung der angeführten Ballade übergehen.

Was nun zuvörderst die Spaltung oder Unklarheit des Motives betrifft, so liegt sie darin: War es der Zweck des Dichters

das treue Worthalten, die unerfütterliche Festigkeit der Anhänger der pythagoräischen Sekte darzustellen; oder nur eine fast leidenschaftliche, dem Empfindsamen sich nähernde Freundschaft zweier Menschen? Ersteres ist vorwaltend in der Anlage des Ganzen, in Nr. 16 und 17, auch im Schluß; letzteres zeigt sich vorzüglich in Nr. 12 und 19. Daß der erstere Zweck das Schönere, Bedeutendere, Größere sei, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Es zeigt uns die Menschheit in dem erhabenen Lichte einer sittlichen Kraft, die jedem äußern Hinderniß gewachsen ist und deren Einbruch kein noch so entartetes Menschenherz widerstehen kann. So ist es auch in der Grunderzählung bei Cicero. Er hat diese Erzählung nicht etwa in seiner Schrift *de amicitia*, sondern er gebraucht sie als Bestätigung stoischer Lehren von der Erhabenheit des Menschengeistes. Aehnliche Erzählungen über Pythagoräer finden sich bei Seneca und Anderen. Aber eben die Abweichung anderer Quellen der Ballade von dieser einfachen Erzählung — (Götinger S. 250 u. s. w.) scheint auch hier den Dichter verleitet zu haben, dieses Motiv nicht scharf genug hervortreten zu lassen. Eine größere Einheit wäre hier in künstlerischer Hinsicht vorzuziehen gewesen.

Der Dichter läßt nun in Nr. 1 die Hauptperson sogleich auftreten, und zwar — einer Erzählung folgend — bei einem Mordversuch ergriffen. Warum nun ein solches Attentat? Gab es nicht Gründe genug für einen Tyrannen, wie Dionysius es war, einen Unbescholtenen, und eben dadurch dem Verdacht Ausgesetzten zu verurtheilen? Es scheint nicht, daß durch die Annahme eines solchen Beweggrundes der Charakter des Handelnden gewinne oder ein größeres dichterisches Interesse hervorgebracht werde. Abgesehen davon ist es aber auch unbegründet, wenn in Nr. 2 Mörös spricht: „Willst du Gnade mir geben.“ Was sollte den Tyrannen, der durch die Vorsicht seiner Leibwache dem Mordversuch eben entgangen war, zu dieser gnädigen Gesinnung bewegen? War kein Attentat vorhanden, sondern nur eine Beschuldigung, ein Verdacht, so ließe sich ein solcher Anspruch auf einige Milderung eher denken. Nicht pythagoräisch ist es aber, daß er seine Absicht nicht zu beschönigen sucht, sondern frei gesteht. Wäre nur diese an sich den Grundsätzen des Pythagoras mehr angemessen! Er nennt es ja selbst ein frevelndes Streben. — Bemerkenswerth ist übrigens die körnige Kürze, mit welcher der Dichter über diese einleitenden Umstände hinweggeht, um zu der Hauptsache der Darstellung zu gelangen. Warum nun die per-

sönlische Gegenwart des Möros zur Verheirathung seiner Schwester nothwendig war, das kann der Dichter dahingestellt sein lassen, wie es auch seine Quellen thun. Bewunderungswürdig ist die Darstellung in Nr. 3: „Da lächelt der König — nach kurzem Bedenken.“ Der ganze arglistige Entwurf steht schon im ersten Augenblicke dunkel vor den Augen des Tyrannen; daher sein Lächeln — erst ein kurzes Bedenken läßt ihn aber die Schlinge knüpfen, in welcher — wohl nicht der zärtliche Freund — sondern der streng sittliche Pythagoräer gefangen werden soll. Nicht jenes, sondern vielmehr dieses, war zugleich eine Herabwürdigung der menschenfreundlichen Tugend — der Treue — überhaupt, und darum ist es ja wohl dem Tyrannen zu thun. Je schlechter, je verächtlicher die Menschen sich sind, desto mehr ist ja derjenige gerechtfertigt, der sie nur als Werkzeuge seines Willens gebraucht und eine sittliche Würde nicht achtet, die nur auf Einbildung beruht. Höchst zweckmäßig ist auch die Haltung des Freundes in Nr. 4, obwohl die Umarmung mehr dem zweiten Motiv angehören möchte. Er findet in dieser Verbürgung nichts, was einer langen Erörterung bedürfte. Es verstand sich gleichsam von selbst, daß ein Pythagoräer dem anderen einen solchen Dienst leistete, der nach seinen Grundsätzen und seiner Denkweise nichts Besonderes hatte, nicht als eine lang zu bedenkende oder hoch zu preisende That anzusehen war.

Mit gleicher Kürze, wie in Nr. 1., eilt nun der Dichter zum Rückwege. Die hier sich entgegensehenden Hindernisse und ihre endliche Ueberwindung ist der Hauptpunkt der Darstellung. Diese Hindernisse selbst sind zwiefach, die ersten mehr physischer, die letzten moralischer Natur. Zweckmäßig ist diese doppelte Versuchung zur Richterfüllung des Versprochenen. Die fluthenden Gewässer, die drohenden Räuber, die Gefahr des Verschmachtens sind von der ersteren Art. Sie machen die Erreichung des Zweckes scheinbar unmöglich. Und wie werden sie nun beseitigt? Das Einfachste scheint, was auch der Dichter anwendet, daß der Bedrängte um höheren Beistand flehe. Er thut es Nr. 8. — „Da sinkt er — Toben“ — Aber findet er Erhörung? Dem Scheine nach nicht. Und wie sollte auch das Toben der Fluthen auf einmal gehemmt werden? Anders als durch ein Wunder konnte dies nicht geschehen. Wir befinden uns aber in dieser Erzählung nicht eigentlich auf dem Gebiete des Wunderbaren. (S. davon nachher.) Ein Wunder — nach der gewöhnlichen Ansicht des Wunderbaren, wo es in einer uns unbegreiflichen Hemmung der Naturkräfte oder

augenblicklichen Aufhebung fester Naturgesetze besteht, geschieht hier nicht. Es konnte also nur ein kühner Entschluß helfen, auf Leben und Tod das Wagemüth des Durchschwimmens zu versuchen. Aber dennoch heißt es sehr schön Nr. 8.: „Ein Gott hat Erbarmen.“ Die Kraft des Möros wird bis zum Wunderbaren gehoben. So betrachtet er es selbst Nr. 10.: „Und danket dem rettenden Gotte.“ Nur auf diese Weise läßt sich auch das folgende Ereigniß erklären. Wie wollte er mit der gewöhnlichen Kraft des Einzelnen, sei dieselbe auch noch so angestrengt, diesen Erfolg hervorbringen? Trefflich ist der Ausruf des Angegriffenen Nr. 11.: „Ich habe nichts als mein Leben, das muß ich dem Könige geben.“ Selbst mein Leben gehört nicht mir; es ist, wie eine Schuld, schon einem Anderen verfallen. Auf die Räuber konnte diese Betrachtung freilich keinen Eindruck machen, so wenig als das Mitleid mit dem Freunde; auch läßt er ihnen keine Zeit, nach näherer Erläuterung zu fragen, deren sie allerdings bedurft hätten. Sie ging aber aus seiner eigenen Seele zu lebendig hervor, um sie nicht auch gegen Jene auszusprechen.

In einiger Verlegenheit befinden wir uns bei der Beurtheilung des folgenden Hindernisses. Ist das Dasein der Quelle ein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes, oder hat der Ermattete sie nur früher nicht bemerkt? Welches von beiden der Fall ist, geht aus der Darstellung nicht hervor. Das Zweite ist jedoch kaum möglich. Wir müssen sonach das Erstere annehmen, obwohl, wie schon gesagt, wir nicht auch auf dem Gebiete des Wunderbaren stehen. In künstlerischer Hinsicht scheint dieses Schwanken zwischen dem Natürlichen und dem Wunderbaren Tadel zu verdienen.

Es kommen nun nach der höchst plastischen Schilderung des herannahenden Abends die beiden Wanderer. Er will sie nicht befragen — dies könnte sein eiliges Fortschreiten verzögern — allein er hört sie bedenkliche Worte aussprechen: „Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.“ Es ist also zu spät, seine Zurückkunft unnütz. Hier schon zeigt sich, was im Folgenden deutlicher hervortritt. Es soll auch eine Versuchung moralischer Art eintreten. Dazu gehörte nicht nur, daß die Fortsetzung der Reise unnütz war — dies bildet nur den Uebergang zum Folgenden — sie mußte auch mit Gefahr verbunden sein. Eine solche Gefahr gab es nun eigentlich nicht. Das Leben des Möros war völlig gesichert, wenn auch das seines Freundes verloren war. Dies war ja ausdrückliche Bedingung. „Doch dir ist die Strafe erlassen.“ Und

wie konnte die Absicht des Tyrannen sonst erreicht werden? Durch ein Wüthen gegen Beide zerstörte er seinen eigenen Zweck, die Beschämung derer, die in der Menschheit eine höhere Triebfeder, als die bloße Eigenliebe, annahmen. Mußte Märos dies nicht einsehen? Wirklich spricht er nur zweifelhaft darüber. Philostratus hingegen mit Gewißheit. „Zurück — Leben.“ Er muß also glauben, daß der Tyrann aus reinem Blutdurst auch den Zweiten werde morden lassen. Von dieser nicht ganz zu beseitigenden Schwierigkeit abgesehen, ist das Erscheinen eines Mannes sehr zweckmäßig, dessen Aussage Märos das höchste Vertrauen schenken mußte.

In den Worten Nr. 17: „In den Armen liegen sich beide“ ist ebenfalls Etwas von dem oben angegebenen zweiten Motive. Das schöne Ergebniß des Ganzen, kurz und kraftvoll gesagt: „Und die Treue sie ist doch kein leerer Wahn“ — deutet bestimmt auf das erstere. Und nun der Schluß. Der Dichter wird von Gözinger wegen dieses Schlusses getadelt. Allein erstlich ist er der ursprünglichen Erzählung getreu, wörtlich nach Cicero; ferner, was sollte der Tyrann anders sagen? Eine feine Wendung, ein Bonmot, sonst ist es nichts. Daß er zu einer solchen Freundschaft nicht passe, weiß er selbst wohl am besten.

Sprachbemerkungen über Einzelnes bieten sich nur wenige dar. Der grammatischen Klarheit ermangelt die Stelle Nr. 6.: „Und donnernd sprengen die Wogen — Bogen.“ Es ist nämlich ungewiß, ob donnernd sich als Attributiv auf Wogen, oder als Adverb auf sprengen beziehe. „Den Bogen des Gewölbes“ scheint pleonastisch zu stehen für „Gewölbe“ überhaupt. Ferner Nr. 5.: „Eilt heim mit sorgender Seele, damit er die Frist nicht verfehle.“ Wie ist dies Kausalverhältniß zu verstehen? Er eilt, damit er die Frist nicht verfehle? Dann ist „mit sorgender Seele“ überflüssig oder vielmehr störend. Ist „damit — verfehle“ als objektive Ergänzung zu „sorgen“ zu ziehen, so müßte es heißen: daß er — verfehle. Bemerkenswerth ist dagegen der passende Gebrauch von Nr. 9. von zerrinnen, schnell auseinander fließen, und entinnen, schnell wegfließen. Auch Nr. 10.: „schnaubet Mord.“ Schnauben kann nichts Anderes als leidenschaftliche Aufregung bezeichnen. Woher nun diese? Man kann es so erklären. Der Mensch, wenn er seinem Nebenmenschen in einer so un menschlichen Rolle entgegentritt, behält nicht seine Kaltblütigkeit und Ruhe. Es tritt gleichsam eine künstliche, erzwungene Aufregung ein. „An's heilige Land“ Nr. 12. ist wohl als ein den griechischen Dichtern

entlehnter Ausdruck zu betrachten. Heilig wäre dann so viel als rettend.

Nr. 13.: „Da sprudelt es silberhell — wie rieselndes Rauschen“ ist grammatisch unklar. „Es sprudelt“ ist doch wohl unpersönlich zu nehmen. Die Vergleichung „Wie rieselndes Rauschen“ hat dann aber keinen Gegenstand. Oder vielleicht deutlicher, es fehlt das tertium comparationis. Denn das Rauschen kann nicht sprudeln. Auf das adverbiale Verhältniß „ganz nahe“ kann der Vergleich sich auch nicht beziehen.

Endlich Nr. 19. der Ausdruck „ein menschliches Rühren“ ist auch von Götzinger getabelt worden. Es soll wohl bedeuten: es regt sich bei ihm ein Gefühl Menschlichkeit. Rühren muß alsdann statt Nahrung genommen werden. Sehr schön dagegen und mit Nr. 2. glücklich contrastirend ist: „Und blickt sie lange verwundert an.“ Er kann es kaum begreifen, und sucht gleichsam in ihren Zügen die Bestätigung des Erlebten zu lesen. Oder auch: er will ihres Anblicks recht genießen. —

Was nun den Gesamteindruck dieser Dichtung betrifft, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie die Hauptabsicht des Dichters erfülle, nämlich die edlere Menschennatur im Kampfe mit den größten Hindernissen und Versuchungen siegreich hervorgehen zu lassen *), und dadurch auch uns, die wir zwar dem Dionysius nicht gleichen, aber doch oft bei den mannichfachen Weltereignissen mit bedeutenden Zweifeln zu kämpfen haben, zu überzeugen, daß die Treue doch kein eitler Wahn ist.

Crefeld.

G. Nisler.

*) S. Schillers Abhandlung: Ueber das Vergnügen an tragischen Gegenständen.